

Der Kampf gegen Hegemonien vermag ein Menschenherz ausfüllen

Eine kurze Einführung in das Werk Chantal Mouffes

*Martin Oppelt**

„[...] da die Weltordnung durch den Tod bestimmt wird, ist es vielleicht besser für Gott, wenn man nicht an ihn glaubt und dafür mit aller Kraft gegen den Tod ankämpft, ohne die Augen zu dem Himmel zu erheben, wo er schweigt.“ „Ja“, stimmte Tarou zu, „ich verstehe. Nur werden ihre Siege immer vorläufig bleiben, das ist alles.“ Rieux' Gesicht schien sich zu verdüstern. „Immer, ich weiß. Das ist kein Grund, den Kampf aufzugeben“ (Camus 1982: 133 ff.).

Geboren 1943 in Charleroi in Belgien, studierte Chantal Mouffe nach ihrem Schulabschluss zunächst Philosophie an der Katholischen Universität von Louvain (Löwen) in Flandern, bevor sie Mitte der 1960er Jahre nach Paris zog. Dort besuchte sie Seminare des seinerzeit extrem einflussreichen marxistischen Philosophen Louis Althusser, zu dessen Schülern unter anderem auch Michel Foucault, Jacques Derrida, Étienne Balibar und Jacques Rancière zählten. In den frühen 1970er Jahren arbeitete Mouffe einige Zeit an der *Universidad Nacional de Colombia* in Bogotá und ging im Anschluss daran an die *University of Essex*, wo ungefähr zur gleichen Zeit Ernesto Laclau seine Tätigkeit begann. Die in Großbritannien damals einsetzende Thatcher-Ära, in der Wahrnehmung vieler Linker gleichbedeutend mit einer fundamentalen Krise der Sozialdemokratie sowie dem Niedergang der Gewerkschaften, dem Aufschwung einer ‚Neuen Rechten‘ und der allmählichen Vormachtstellung einer neoliberalen Marktideologie gegenüber einer zuvor eher liberalen Ausrichtung der britischen Politik und Gesellschaft, beeinflusste Mouffes Arbeiten stark. Es folgten Forschungsaufenthalte in den USA, unter anderem in Harvard und Princeton, die es ihr nicht nur ermöglichten, mit der Politik Ronald Reagans das amerikanische Pendant zu Margaret Thatcher aus der Nähe zu erfahren, sondern die ihr auch Einblicke in das Aufkommen und die Organisationsformen der „neuen sozialen Bewegungen“ gewährten. Von 1989 bis 1995, also jener weltpolitisch bewegten und bewegenden Zeit, in welche der Zusammenbruch der Sowjetunion, der Fall der Berliner Mauer, das Ende des südafrikanischen Apartheidregimes oder die Balkankriege fielen, war sie Programmdirektorin des von Jacques Derrida mitgegründeten *Collège International de Philosophie* in Paris, an dem unter anderen auch Alain Badiou, Giorgio Agamben, Jacques

* Martin Oppelt, M. A., Universität Augsburg
Kontakt: martin.oppelt@phil.uni-augsburg.de

Rancière und François Jullien lehrten. Seit 2001 ist sie Professorin für Politische Theorie am *Centre for the Study of Democracy* an der *University of Westminster* in London. Mouffe selber verortet ihr Schaffen im Grenzbereich zwischen theoretischer Reflektion und praktischer Intervention, sie orientiert sich dabei immer an konkreten praktischen und politischen Erfahrungen und entwickelte ihr Denken stets in enger Zusammenarbeit mit dem im April 2014 verstorbenen Ernesto Laclau weiter. Erwähnenswert, weil in der akademischen Welt leider selten genug, ist ihr sachlicher und zugleich vor allem sehr eingängiger Schreib- und Sprachstil: „Unashamedly theoretical, her writings nevertheless refuse extended abstraction or system building“ (Martin 2013: 1), was ihr je nach Perspektive aber auch als Schwäche ausgelegt wird. Ihre Theorie wird im Arsenal der Politischen Theorie und Ideengeschichte unter verschiedenen Schlagworten geführt (zur Politischen Theorie und Ideengeschichte als *Archiv* und *Arsenal* vgl. Llanque 2008; 2010). Zu diesen zählen etwa „Hegemonietheorie“, „Diskurstheorie“, „Poststrukturalismus“, „Postmarxismus“ oder „zivilgesellschaftlicher Republikanismus“, den meisten gilt sie jedoch als eine der wesentlichen InitiatorInnen des modernen Diskurses der „radikalen Demokratie“ (Norval 2001). Mittlerweile gibt es im deutschsprachigen Raum einige sehr gute Einführungen (Jörke 2004; Nonhoff 2007; Stäheli 2009; Nonhoff 2010). Im Folgenden soll als Ergänzung des nachfolgend abgedruckten Interviews daher lediglich ein kurzer (und notwendigerweise unvollständiger) Überblick über ihr Werk gegeben werden.

Erstmals öffentlich in Erscheinung trat Mouffe Ende der 1970er Jahre mit der Herausgabe einer Sammlung von Essays über den italienischen Philosophen und Marxisten Antonio Gramsci (Mouffe 1979), dessen Konzept der Hegemonie von essentieller Bedeutung für die weitere Entwicklung ihres radikaldemokratischen Ansatzes war. So markierte dieser Band ihren Paradigmenwechsel vom „Althusserianismus“ zum „Gramscianismus“ (Mouffe 1979a: 1 f.), wobei es vor allem Gramscis Wertschätzung der Zivilgesellschaft als Kampfplatz ideologischer Stellungskriege um den „common sense“ war, den Mouffe als zentral für jede emanzipatorische Politik hervorhob und gegen dessen Marginalisierung als Überbau-Phänomen seitens klassischer marxistischer Ansätze verteidigte. Zugleich bezeugte die Publikation die von Mouffe geteilte Erkenntnis großer Teile der damaligen Linken, dass die bis dato erfolgte Konzentration auf die so genannten Drittstaaten als vermeintlich schwächstes Glied der „imperialistischen Kette“ und damit wahrscheinlicher Ausgangsbasis der Weltrevolution den Blick für die Möglichkeiten revolutionärer Transformationen innerhalb entwickelter kapitalistischer Gesellschaften verstellte. Dies wollte sie mit Gramsci ändern, welcher es ihr vor allem ermöglichte, den traditionellen Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit von den neueren, nicht klassenbasierten sozialen Kämpfen zu unterscheiden und über deren Verhältnis und ihre Bedeutung für moderne pluralistische Gesellschaften nachzudenken. Dafür musste sie sich in die Interpretationsscharmützel um Gramscis politische Theorie stürzen und den Kampf mit der italienischen Linken, allen voran der Kommunistischen Partei Italiens (PCI), aufnehmen, welche seit dessen Tod im Jahr 1937 die Luft-höhe über die ‚richtige‘ Auslegung seines Werkes für sich behauptete. Im Anschluss an die von Norberto Bobbio vorgeschlagene unorthodoxe Interpretation Gramscis als „super-structural“ Denker (Mouffe 1979a: 2 f.) befreite sie ihn aus der Umklammerung der PCI und dem engen Interpretationskorsett des italienischen nationalstaatlichen Kontextes, welches diese ihm angelegt hatte. Sie hob dabei vor allem auf die explizit *politischen* Aspekte seiner Theorie ab und beerdigte mit dem Primat des ökonomischen Determinismus zugleich auch die Behauptung der Notwendigkeit eines autoritären Führungsstils in der Tradition Lenins. Für Mouffe meinte diese explizit *politische* Perspektive in erster Linie den ebenso

notwendigen wie prinzipiell unmöglich zu gewinnenden Kampf gegen Ideologien und um diskursive Hegemonien, was lange Zeit „one of the most neglected areas of the marxist analysis of society“ gewesen sei (Mouffe 1979b: 168).

Diese Erkenntnisse führte sie in dem 1985 mit Ernesto Laclau veröffentlichten *Hegemony and Socialist Strategy* (Laclau/Mouffe 1985) aus, das kurz nach dem Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ und damit zu der Zeit des in diesem Zusammenhang behaupteten „Endes der Geschichte“ in leicht modifizierter Übersetzung als *Hegemonie und radikale Demokratie* auf Deutsch erschien (Laclau/Mouffe 1991). In diesem bis heute als ihr wichtigstes Werk angesehenen Buch führten Mouffe und Laclau die Hegemonietheorie Gramscis mit Foucaults Poststrukturalismus, Derridas Dekonstruktivismus, Leforts Postfundamentalismus und der Psychoanalyse Lacans zusammen und formulierten dies zu ihrer Hegemonie- und Diskurstheorie sowie ihrem Projekt einer „radikalen Demokratie“ aus. Durch die titelgebende *Dekonstruktion des Marxismus* sollten die theoretischen Bedingungen für eine neue linke antiessentialistische und emanzipatorische Politik geschaffen werden. Dabei folgten sie sowohl einem politischen wie auch einem theoretischen Anspruch, verstanden sie sich doch als TeilnehmerInnen eines Kampfes um die „Demokratisierung der Demokratie“. Nicht mehr die Überwindung des liberalen Staates und seiner Institutionen wurde als das Ziel aller Politik ausgegeben, sondern die Verpflichtung der liberalen Institutionen auf ihre demokratischen Versprechen: „Die Aufgabe der Linken kann deshalb nicht darin liegen, auf die liberal-demokratische Ideologie zu verzichten, sondern [...] sie im Gegenteil in Richtung auf eine radikale und plurale Demokratie zu vertiefen und auszuweiten“ (ebd.: 240). Was dafür erreicht werden müsse, sei ein Wandel der Termini des politischen Diskurses und die Errichtung neuer Definitionen der ‚Realität‘ mittels hegemonialer Strategien (ebd.: 239 f.). Die AdressatIn ihrer Überlegungen war also vor allem die politische Linke, welche schlecht bis gar nicht auf das Auftreten der so genannten „neuen sozialen Bewegungen“ vorbereitet gewesen sei, diese zu schnell als „liberal“ abgetan und somit eine Lücke hinterlassen habe, welche die „Neue Rechte“ mittels der Strategie des Populismus dankend und erfolgreich besetzte (ebd.: 226). Das erste Ziel ihrer Überlegungen war es also, der Linken einen theoretischen wie praktischen Zugang zu den „neuen sozialen Bewegungen“ urbaner, ökologischer, antiautoritärer, antiinstitutioneller, feministischer, antirassistischer sowie ethnischer, nationaler oder sexueller Minderheiten zu verschaffen, ohne dabei auf die angestaubte essentialistische Konzeption des Klassenkampfes zurückgreifen zu müssen. Um dies zu gewährleisten, stellten sich Laclau und Mouffe der Frage nach den Bedingungen des „Politischen“ als hypothetischer Ort außerhalb des oder vor allem Gesellschaftlichen, von dem aus sich alle Behauptungen herrschaftslegitimierender und -stabilisierender metaphysischer ‚Wahrheiten‘ und ‚natürlicher‘ Identitäten als kontingent aufdecken und entsprechend angreifen und reformieren ließen. Die radikale Demokratie muss folglich als der „feste und permanente Schützengraben im Kampf gegen die etablierte Ordnung“ (ebd.: 207 f.) verstanden werden, deren Ziel es sei, „einen popularen Pol gegen das System zu bilden“ (ebd.: 209), wobei dieses „gegen“ eben nicht mehr die Abschaffung des Systems bedeutete. In Überwindung der marxistischen Engführung gesellschaftlicher und politischer Konflikte auf den Klassenkampf vertraten Laclau und Mouffe die Ansicht, dass moderne Gesellschaften von unzähligen nicht vorherbestimmbaren Konflikten durchzogen sind. Somit verabschiedeten sie das Proletariat als das privilegierte revolutionäre Subjekt von der politischen Weltbühne und zugleich die marxistische Version eines Endes der Geschichte in der klassenlosen Gesellschaft des Kommunismus ins Reich der Utopien. Ein „letztes Ge-

fecht“, dessen waren sie sich bewusst, wird es in dieser Welt nicht geben, schon wegen der „Teilung des Gesellschaftlichen in zwei antagonistische Lager“ als „ursprüngliche und unveränderliche Tatsache vor jeder hegemonialen Konstruktion“ (ebd.). Weil die daraus resultierenden „neuen“ sozialen und politischen Kämpfe aber nicht notwendigerweise im linken Spektrum angesiedelt und daher alles andere als zwangsläufig fortschrittlich sind (vgl. hierzu auch Hall 1983), sei die Linke hier umso mehr in der Pflicht. Trotz der Unmöglichkeit also, etwa den Kampf gegen einen „nach Hegemonie strebenden liberal-konservativen Diskurs, welcher die neo-liberale Verteidigung der freien Marktwirtschaft mit dem anti-egalitären kulturellen und sozialen Traditionalismus des Konservatismus zu artikulieren versucht“ (Laclau/Mouffe 1991: 239), jemals endgültig gewinnen zu können, führte für Laclau und Mouffe kein Weg daran vorbei, diesen Kampf aufzunehmen und ihn mit Leidenschaft und vollen Herzens zu führen.

Mouffes und Laclaus Projekt einer radikalen und pluralen Demokratie versteht sich also überwiegend als affektgeleiteter „Kampf um ein Höchstmaß an Autonomisierung von (gesellschaftlichen) Bereichen auf der Basis der Verallgemeinerung der äquivalentiell-egalitären Logik“ (ebd.: 229 f.). Um das zu verstehen, muss der zeitgeschichtliche und systematische Fluchtpunkt ihrer Reflexionen im Anschluss an Claude Lefort und Alexis de Tocqueville mitgedacht werden: die ‚demokratische Revolution‘ Ende des 18. Jahrhunderts, welche den Übergang vom gesellschaftlichen Dispositiv des *Ancien Régime* in das der modernen Demokratie markierte. Wo sich zuvor der Gegensatz zwischen Volk und *Ancien Régime* „in der Form klarer und gegebener Demarkationslinien darstellte“, ist in der Demokratie „die Demarkationslinie zwischen dem Inneren und dem Äußeren [...] immer zerbrechlicher und ambivalenter [...] und ihre Konstitution [...] zum entscheidenden Problem der Politik“ geworden. Seither gebe es keine Politik mehr ohne Hegemonie (ebd.: 229 f.) und damit natürlich auch keine Politik mehr ohne den Kampf um diese Hegemonie. Was hier zunächst sehr kompliziert klingt, meint dabei Folgendes: Mit der durch die Französische Revolution beschleunigten Demokratisierung der westeuropäischen Gesellschaften wurde die traditionelle und unverrückbare, weil göttlich legitimierte Ständehierarchie des Mittelalters durch die prinzipielle Unbestimmtheit aller sozialen Verhältnisse und politischen Identitäten ersetzt. Infolgedessen ist die erste Bedingung moderner demokratischer Gesellschaften die Anerkennung der eigenen kontingenten Grundlagen und daraus resultierend von Pluralität und prinzipiell nicht stillzustellenden Konflikten und Kämpfen um die diskursive Deutungshoheit ihrer Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Die demokratische Revolution war die „entscheidende Veränderung [...] in der Konstruktion des Politischen“, mit der sich das Prinzip der Freiheit und Gleichheit „als neue Matrix des sozialen Imaginären“ durchsetzte. Wo die Politik also jahrhundertlang von einer theologisch-politischen Logik regiert wurde und daher bis zur demokratischen Revolution lediglich die Wiederholung hierarchischer Verhältnisse war (ebd.: 214), ist der moderne demokratische Diskurs seitdem von der paradoxen und konfliktgeladenen Beziehung der einander widersprechenden „ethisch-politischen Prinzipien“ (Mouffe 2000; 2008) der demokratischen ‚Gleichheit‘ und der liberalen ‚Freiheit‘ bestimmt (vgl. Balibar 2012). Diese im Kampf gegen den Absolutismus entstandene Mesalliance bestimmt seither das Schicksal der ‚westlichen‘ liberal-demokratischen Gesellschaften, entsprechend muss der Kampf, den die radikale Demokratie aufnimmt, als Versuch der Zurückdrängung des aktuell hegemonialen Prinzips der Freiheit in seiner neoliberalen Interpretation zugunsten der zumindest temporären Hegemonialisierung des demokratischen Prinzips der Gleichheit verstanden werden.

Diesem Anspruch versuchte Mouffe im Anschluss an *Hegemonie und radikale Demokratie* mit der Herausgabe von *Dimensions of Radical Democracy. Pluralism, Citizenship, Community* (Mouffe 1992) Rechnung zu tragen. Die dort diskutierten Fragen drehten sich um die Positionierung der Linken im gerade angebrochenen postkommunistischen Zeitalter und darum zu konkretisieren, was vom liberal-demokratischen Paradigma schützenswert ist, an welcher Stelle ‚Demokratisierungen‘ dringend erforderlich sind und wie viel vom sozialistischen Ideal knapp zweihundert Jahre nach der ‚demokratischen Revolution‘ und knapp zwei Jahre nach Zusammenbruch des ‚real existierenden Sozialismus‘ in den liberalen Demokratien, welche immer noch der Einlösung der Versprechen der Gleichheit und Freiheit harren, gerettet werden kann und muss. Eine der wesentlichen Leitfragen, über die sich feministische, kommunitarische und neorepublikanische AutorInnen Gedanken machten, war die nach der angemessenen Konzeption ‚demokratischer Bürgerschaft‘ angesichts der neuen Herausforderungen, also die Frage nach ‚what kind of citizen?‘ (ebd.: 3). Diese diskutierte Mouffe vertieft in dem im Jahr darauf erschienenen *The Return of the Political* (Mouffe 1993), ihrer ersten eigenständigen Veröffentlichung. Dort setzte sie sich zudem mit den im angelsächsischen Kontext dominanten liberalen politischen Theorien John Rawls’ und Richard Dworkins auseinander und grenzte ihr Verständnis von Pluralismus und Konflikt von deren rationalistischen Konzeptionen konsensorientierter Politik ab, welche Affekten und Leidenschaften ihre legitime Existenz in der Politik abgesprochen hätten. So bezog sie mit ihrer Konzeption eines ‚liberal socialism‘ eine Zwischenstellung in der Debatte zwischen Liberalen und Kommunitariern und näherte sich zudem dem Werk Carl Schmitts, ihres neben Gramsci, Marx und Machiavelli wichtigsten ideengeschichtlichen Referenzautors. Bevor sie sich diesem jedoch ausführlicher zuwandte, brachte sie zuvor noch den Pragmatismus Richard Rortys und den Dekonstruktivismus Jacques Derridas in eine Diskussion miteinander, um so auszuloten, was beider Ansätze zu einer antiessentialistischen Konzeption demokratischer Politik beitragen könnten (Mouffe 1996). Danach schließlich stellte sie sich der Herausforderung, die politische Theorie Carl Schmitts für die Linke im Allgemeinen und für ihr Projekt einer radikalen Demokratie im Besonderen zu gewinnen (Mouffe 1999). Dabei interessierte sie sich vor allem für dessen Diskussion des demokratischen Paradoxes der Prinzipien der liberalen Freiheit und der demokratischen Gleichheit. Schmitts Freund-Feind-Unterscheidung als Kriterium des Politischen und seine Kritik am Liberalismus waren für die Weiterentwicklung ihrer politischen Theorie von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wobei sie seinen Schlussfolgerungen nicht in aller Konsequenz folgte, sondern sich an einem bestimmten Punkt von ihm abwandte, um von da an ‚mit Schmitt gegen Schmitt‘ zu argumentieren. Die von Schmitt übernommene Freund-Feind-Unterscheidung leitete auch ihr im Folgejahr erschienenenes *The Democratic Paradox* (Mouffe 2000) an, welches acht Jahre später in deutscher Übersetzung erschien (Mouffe 2008). Hierin entwickelte sie eine Analyse der Gründe für den Anstieg der Politikverdrossenheit und des Rechtspopulismus als Folge des Niedergangs der europäischen Sozialdemokratie. Durch die Delegitimierung von Leidenschaften und die Ausblendung oder Vermeidung politischer Konflikte im öffentlichen politischen Diskurs, vorangetrieben vor allem durch sozialdemokratische Politiker wie Bill Clinton in den USA, Tony Blair in Großbritannien oder Gerhard Schröder in Deutschland, welche ihre Parteien auf eine ‚Politik der neuen Mitte‘ oder im Anschluss an Anthony Giddens des ‚dritten Weges‘ verpflichteten, schaffte die Linke ein Vakuum, welches die rechtspopulistischen Bewegungen der Haider, Wilders, Le Pens und Bossis füllten und so das kollektive Bedürfnis nach der Austragung von Konflikten in

der Politik bedienten. Dies interpretierte Mouffe als Kapitulation der europäischen Linken vor den Imperativen der neoliberalen Marktlogik, was die Stillstellung des Politischen und damit den vorläufigen Sieg und die daraus resultierende Hegemonie des neoliberalen Paradigmas zur Folge gehabt habe.

Im Jahr 2005 erschien mit *On the Political* (Mouffe 2005) eine bündige Zusammenfassung ihrer zuvor entwickelten Ideen, das in der deutschen Übersetzung zu ihrem wohl bekanntesten Buch wurde (Mouffe 2007), nicht zuletzt dank des Vertriebs durch die *Bundeszentrale für Politische Bildung* seit dem Jahr 2010. Dort führte sie ihre theoretischen Überlegungen, Erkenntnisse und Kritiken der vorangegangenen Jahre zu einer eindringlichen Warnung vor den „post-politischen“ Verhältnissen der Gegenwart nach dem 11. September 2001 aus. Zudem weitete sie ihre Analysen der zeitgenössischen rechtspopulistischen Bewegungen aus und diskutiert die aus ihrer Sicht defizitären Versuche, eine kosmopolitische Weltordnung zu denken oder gar zu verwirklichen. Ebenfalls 2005 erschien *Exodus und Stellungskrieg* (Mouffe 2005a), in dem sie die „post-politischen Strategien“ der globalisierungskritischen Bewegung einer Generalkritik unterzog. Dabei setzte sie sich besonders mit Michael Hardts und Antonio Negris Konzepten des „Empire“ und der „Multitude“ auseinander, denen sie „Nomadismus“ und eine „Politik des Exodus“ anstelle der Annahme des politischen Kampfes vorwarf, kritisierte dabei aber auch stark Habermas' liberale Globalisierungskritik. Anders als noch in *Hegemonie und radikale Demokratie* sei es Mouffe hier jedoch gar nicht mehr wirklich darum gegangen, welcher strategische Weg des politischen Kampfes *in Zukunft* einzuschlagen sei, sondern um die viel grundsätzlichere Frage, ob radikale Politik angesichts der allgemeinen Entwicklungen überhaupt noch eine *Gegenwart* habe (Marchart 2005: 7). Dies bedeutete jedoch keinesfalls, dass Mouffe etwa resignierte. So erschien im Juli 2013 mit *Agonistics. Thinking the World Politically* (Mouffe 2013) ihre neueste Intervention in Form einer Sammlung überarbeiteter Vorlesungen und Vorträge zu ihrem Verständnis „agonistischer“ Politik und deren Relevanz für aktuelle gesellschaftliche und politische Herausforderungen, welche Anlass für das nachfolgend abgedruckte Gespräch war.

Ein streitbarer Ansatz wie der Mouffes ist natürlich nicht ohne Widerspruch geblieben (vgl. etwa Jörke 2006; Norval 2006; Hirsch 2007; 2009). Hier soll zum Schluss daher nur ein Kritikpunkt herausgehoben werden, der eine Kategorie betrifft, die sich (mal explizit, mal implizit) wie ein roter Faden durch das Werk Mouffes zieht: die radikaldemokratische BürgerIn und deren fehlende positive Bestimmung, was ein großes Manko ihrer Theorie darstelle (Blackell 2006). So erklärt Mouffe an keiner Stelle, wo das für den leidenschaftlichen Kampf für die „Demokratisierung der Demokratie“ notwendige Engagement und Vertrauen der BürgerInnen herkommen soll oder was die Existenz des Rahmens der „ethisch-politischen“ Prinzipien der Gleichheit und Freiheit auf Dauer gewährleisten kann. Zwar erfüllten radikale Demokratietheorien im Anschluss an Mouffe die wichtige Aufgabe, die existierenden politischen Ordnungen theoretisch wie praktisch mit ihren Mängeln zu konfrontieren, letztlich blieben sie aber auf der Ebene der Schaffung von Aufmerksamkeit hängen. Als „normative Dissenstheorien“ könnten sie nämlich nicht erklären, warum die Orientierung am Konflikt der demokratischen Praxis zuträglicher sein sollte als etwa die Selbstkritik gemeinwohlorientierter tugendhafter BürgerInnen, wie sie der republikanische Diskurs als Bedingung des Erhalts politischer Freiheit auszeichnet (Niederberger 2006: 273). Wenn Mouffe (und Laclau) also angesichts der historischen Erfahrung „gewisser holistischer Exzesse“ die Rückkehr zu einer bloßen Verteidigung des bourgeois Individualismus ablehnen und demgegenüber den Anspruch erheben, ein

„anderes“ Individuum herauszubilden (Laclau/Mouffe 1991: 251), vermeiden sie auf der anderen Seite aber konkrete Überlegungen zu den Möglichkeiten politischer Erziehung oder anderweitiger Methoden der Schaffung eines „demokratischen Ethos“ (vgl. zum Beispiel Connolly 1995), weswegen ihre Forderung leider etwas im luftleeren Raum hängenbleibt. Sicher lässt sich der traditionelle marxistische Anspruch, das (Selbst-)Bewusstsein des Proletariats als einer Klasse *an sich* in das einer Klasse *für sich* zu transformieren, hier analog auf die demokratische BürgerIn beziehungsweise die demokratische Bürgerschaft übertragen, allein was ist damit gesagt? Der prinzipiellen Stoßrichtung ihres Denkens verpflichtet, flüchten sich Mouffe und Laclau gerne ins Negative, etwa wenn sie die Veränderung eines Unterordnungsverhältnisses in ein Unterdrückungsverhältnis als Bedingung kollektiven politischen Handelns ausweisen. Unterordnung meint dabei die „Unterwerfung eines sozialen Agenten unter die Entscheidungen eines anderen“, als Unterdrückung verstehen sie demgegenüber all jene Verhältnisse, die sich zu Orten des Antagonismus transformieren, Herrschaftsverhältnisse wiederum als „eine Reihe von Unterordnungsverhältnissen, die von außen betrachtet als illegitim wahrgenommen werden“ und folglich mit tatsächlichen Unterdrückungsverhältnissen einer Gesellschaftsformation zusammenfallen können, dies aber eben nicht zwangsläufig müssen (ebd.: 212 f.). Was aber, wenn Unterdrückungsverhältnisse nun als solche gar nicht wahrgenommen werden, etwa aufgrund erfolgreicher ideologischer Strategien? Zumal wenn man wie Laclau und Mouffe den Anspruch vertritt, politische Kämpfe nicht rein defensiv zu verstehen? Hier bleiben sie eine produktive Antwort schuldig, ihr Beispiel der Ökologiebewegung, welche „aufgrund der Verschwendung natürlicher Ressourcen, der Verschmutzung und Zerstörung der Umwelt, der Konsequenzen des Produktivismus“ (ebd.: 221) entstanden sei, kann auch nicht wirklich überzeugen. Denn auch „Verschwendung“, „Verschmutzung“ und „Zerstörung“ sind ja keine objektiv und als solche universell wahrnehmbaren, sondern diskursiv konstruierte und kontextabhängige Phänomene. Daher mag das Beispiel in einem konkreten historischen Fall retrospektiv als Erklärung dienen, eine allgemeingültige Erkenntnis bezüglich des Anforderungsprofils einer radikaldemokratischen BürgerIn lässt sich daraus aber nicht ableiten. Dies würden Laclau und Mouffe sicher als Erste bestätigen, behaupten beide ja wie gesagt an keiner Stelle ihres Werkes die Notwendigkeit antagonistischer Kämpfe. So verstehen sie schließlich selbst die Erzeugung öffentlicher Räume im negativen Sinn als Reaktion auf neue Formen der Unterordnung seitens einer Staatsbürokratie und nicht als das (positive) Resultat ‚wirklicher‘ Demokratisierung (ebd.: 223). Die Verbindung von antirassistischen, antikapitalistischen und antisexistischen Kämpfen zu einem gemeinsamen Kampf erfordert etwa „eine hegemoniale Konstruktion, die *unter gewissen Umständen* die Bedingung für die Konsolidierung jedes einzelnen dieser Kämpfe *sein kann*“ (ebd.: 247 f., Hervorhebung d. A.). Diese Nichtfestlegungen mögen theorieintern konsequent sein und mit Blick auf Anspruch, Hintergrund und Entstehung der Theorie absolut ihre Berechtigung haben. Nur befriedigend ist das aus Sicht der Politischen Theorie sicher nicht, drängt sich einem doch der Eindruck auf, dass einem letztlich nicht mehr als die Hoffnung auf den Ausbruch politischer Kämpfe bleibt, wenn denn der Leidensdruck nur irgendwann hoch genug ist: alles kann, nichts muss. So vermisst man bei Mouffe zumindest ein paar anschlussfähige Hinweise darauf, wie die radikaldemokratische BürgerIn beschaffen sein müsste oder welche strukturellen Bedingungen ihre Existenz gewährleisten könnten, wo Lefort ihr immerhin noch die „Tugend der Uneinigkeit“ (Lefort 1992: 144) abverlangte (vgl. hierzu auch Rasmussen/Brown 2002). Somit droht ihrer Konzeption das Schicksal, das sie jenen Strategien einer bloßen Opposi-

tion gegen oder der reinen Negation bestehender Ordnungen bescheinigt, nämlich zu Marginalität und ‚Enklavenpolitik‘ verdammt zu sein. Radikale Demokratie sei aber ja eben kein rein negatives Projekt und „kann nicht in der Behauptung einer Reihe von anti-systemischen Forderungen, von Positionen der Marginalität aus bestehen; es muss sich im Gegenteil auf die Suche nach einem Ort des Gleichgewichts zwischen maximalem Voranbringen der demokratischen Revolution in möglichst vielen Bereichen und der Fähigkeit zur hegemonialen Führung und zur positiven Rekonstruktion dieser Bereiche seitens der untergeordneten Gruppen stützen“ (Laclau/Mouffe 1991: 256 f.). Der politische Kampf müsse folglich als ein Spiel angesehen werden, indem die Identität der TeilnehmerInnen nicht von Beginn an konstituiert ist (ebd.: 233) und die Hegemonie folglich als das „Spiel im Feld des Politischen“, dessen Regeln und SpielerInnen niemals völlig bestimmt und bestimmbar sind (ebd.: 261). So lange aber nicht klar ist, was ein solches Spiel seinen potentiellen TeilnehmerInnen abverlangt, so lange nicht geklärt ist, was diese als erste Bedingung an Fähigkeiten, Leidenschaften und Willen mitbringen müssen, sprich welche Dispositionen es erfordert, sich auf den politischen Kampf einzulassen, fallen produktive Anschlüsse an Mouffes Überlegungen schwer.

Vielleicht hilft hier ein abschließender Blick über ihr Werk hinaus dabei, zumindest eine mögliche Anknüpfung in Aussicht zu stellen. Im Vorwort zu der Neuauflage seines Romans *Fabian* von 1950 schreibt Erich Kästner (1989) über seinen Protagonisten: „Der Moralist pflegt seiner Epoche keinen Spiegel, sondern einen Zerrspiegel vorzuhalten. [...] Wenn auch das nichts hilft, dann hilft überhaupt nichts mehr. Dass überhaupt nichts hilft, ist [...] keine Seltenheit. Eine Seltenheit wäre es, wenn das den Moralisten entmutigte. Sein angestammter Platz ist und bleibt der verlorene Posten. Ihn füllt er, so gut er kann, aus. Sein Wahlspruch hieß immer und heißt auch jetzt: Dennoch!“ In diesem Sinne muss die ideale radikaldemokratische BürgerIn vielleicht als MoralistIn verstanden werden, wengleich Mouffe diese Bezeichnung sehr wahrscheinlich ablehnen würde. Im Bewusstsein um die Unmöglichkeit, ihren Kampf zu gewinnen, nimmt sie diesen trotzdem gerne auf, hält sie ihrer Epoche unermüdlich den Zerrspiegel der Kritik vor, greift sie alle Behauptungen von sicher geglaubten Wahrheiten und Identitätsbehauptungen an, deckt alle Ordnungen, Institutionen und Herrschaftsverhältnisse in ihrer Kontingenz auf und entlarvt die sie stützenden Ideologien. Dabei ist sie sich immer sowohl der Bedeutung als auch der Unmöglichkeit ihrer Aufgabe bewusst und gleicht so dem Sisyphos Camus’, weiß sich dieser doch zugleich als „Herr seiner Tage“ und dass die „Nacht kein Ende hat“. Die „Reihe unzusammenhängender Handlungen, die sein Schicksal werden“ (Camus 2000), aber sind von ihm selbst geschaffen und gehören ihm allein. Können, nein, müssen wir uns dann die radikaldemokratische BürgerIn vielleicht in diesem Sinne als einen glücklichen Menschen vorstellen?

Literatur

- Balibar, Étienne, 2012: Gleichfreiheit. Politische Essays, Berlin.
 Blackell, Mark, 2006: Lefort and the problem of democratic citizenship. In: Thesis Eleven 87, 51–62.
 Camus, Albert, 1982: „... Was treibt sie eigentlich dazu, sich damit zu befassen?“ In: Ders., Die Pest. Roman, Frankfurt (Main).
 Camus, Albert, 2000: Der Mythos des Sisyphos, Reinbek.
 Connolly, William E., 1995: The Ethos of Pluralization, Minneapolis.
 Hall, Stuart, 1983: The Politics of Thatcherism, London.

- Hirsch, Michael, 2007: Die zwei Seiten der Entpolitisierung. Zur politischen Theorie der Gegenwart, Stuttgart.
- Hirsch, Michael, 2009: Libertäre Demokratie im neoliberalen Staat. Die Begriffe Staat, Politik, Demokratie und Recht im Poststrukturalismus und Postmarxismus der Gegenwart. In: Michael Hirsch / Rüdiger Voigt (Hg.), *Der Staat in der Postdemokratie. Staat, Politik Demokratie und Recht im neuen französischen Denken*, Stuttgart, 191–226.
- Jörke, Dirk, 2004: Die Agonalität des Demokratischen: Chantal Mouffe. In: Oliver Flügel / Reinhard Heil / Andreas Hetzel (Hg.), *die Rückkehr des Politischen. Demokratietheorien heute*, Darmstadt, 164–184.
- Jörke, Dirk, 2006: Wie demokratisch sind radikale Demokratietheorien? In: Reinhard Heil / Andreas Hetzel (Hg.), *Die unendliche Aufgabe. Kritik und Perspektiven der Demokratietheorie*, Bielefeld, 253–266.
- Kästner, Erich, 1989: *Fabian. Geschichte eines Moralisten*, München.
- Laclau, Ernesto / Mouffe, Chantal, 1985: *Hegemony and Socialist Strategy: Towards a Radical Democratic Politics*, London.
- Laclau, Ernesto / Mouffe, Chantal, 1991: *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*, Wien.
- Llanque, Marcus, 2008: *Politische Ideengeschichte. Ein Gewebe politischer Diskurse*, München.
- Llanque, Marcus, 2010: Hermann Heller als Ideenpolitiker. Politische Ideengeschichte als Arsenal des politischen Denkens. In: Ders. (Hg.), *Souveräne Demokratie und soziale Homogenität. Das politische Denken Hermann Hellers*, Baden-Baden, 93–116.
- Lefort, Claude, 1992: Machiavel et la verità effettuale. In: Ders., *Écrire. À l'épreuve du politique*, Paris, 141–179.
- Marchart, Oliver, 2005: Der Auszug aus Ägypten. Eine Einleitung. In: Chantal Mouffe, *Exodus und Stellungskrieg*. Herausgegeben und übersetzt von Oliver Marchart, Wien, 7–23.
- Marchart, Oliver, 2010: Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben, Berlin.
- Martin, James, 2013: Introduction. Democracy and Conflict in the Work of Chantal Mouffe. In: Ders. (Hg.), *Chantal Mouffe. Hegemony, Radical Democracy and the Political*, London / New York, 1–11.
- Mouffe, Chantal, 1979 (Hg.): *Gramsci and Marxist Theory*, London / New York.
- Mouffe, Chantal, 1979a: Introduction. Gramsci Today. In: Dies. (Hg.), *Gramsci and Marxist Theory*, London / New York, 1–18.
- Mouffe, Chantal, 1979b: Hegemony and Ideology in Gramsci. In: Dies. (Hg.), *Gramsci and Marxist Theory*, London / New York, 168–204.
- Mouffe, Chantal, 1992 (Hg.): *Dimensions of Radical Democracy. Pluralism, Citizenship, Community*, London / New York.
- Mouffe, Chantal, 1993: *The Return of the Political*, London / New York.
- Mouffe, Chantal, 1996: *Deconstruction and Pragmatism*, London / New York.
- Mouffe, Chantal, 1999: *The Challenge of Carl Schmitt*, London / New York.
- Mouffe, Chantal, 2000: *The Democratic Paradox*, London / New York.
- Mouffe, Chantal, 2005: *On the Political*, London / New York.
- Mouffe, Chantal, 2005a: *Exodus und Stellungskrieg*. Herausgegeben und übersetzt von Oliver Marchart, Wien.
- Mouffe, Chantal, 2007: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, Frankfurt (Main).
- Mouffe, Chantal, 2008: *Das demokratische Paradox*. Herausgegeben und übersetzt von Oliver Marchart, Wien.
- Mouffe, Chantal, 2013: *Agonistics. Thinking the World Politically*, London / New York.
- Niederberger, Andreas, 2006: Integration and Legitimation durch Konflikt? Demokratietheorie und ihre Grundlegung im Spannungsfeld von Dissens und Konsens. In: Reinhard Heil / Andreas Hetzel (Hg.), *Die unendliche Aufgabe. Kritik und Perspektiven der Demokratietheorie*, Bielefeld, 267–280.
- Nonhoff, Martin, 2007: Diskurs, radikale Demokratie, Hegemonie – Einleitung. In: Ders. (Hg.), *Diskurs – radikale Demokratie – Hegemonie. Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe*, Bielefeld.

- Nonhoff, Martin, 2010: Chantal Mouffé und Ernesto Laclau: Konfliktivität und Dynamik des Politischen. In: Ulrich Bröckling / Robert Feustel (Hg.), *Das Politische denken. Zeitgenössische Positionen*, Bielefeld, 33–58.
- Norval, Aletta, 2001: Radical Democracy. In: Barry Clarke / Joe Foweraker (Hg.), *Encyclopedia of Democratic Thought*, London / New York, 587–594.
- Norval, Aletta, 2006: Democratic Decisions and the Question of Universality. Rethinking Recent Approaches. In: Simon Critchley / Oliver Marchart (Hg.), *Laclau. A Critical Reader*, New York, 140–166.
- Rasmussen, Claire / Brown, Michael, 2002: Radical Democratic Citizenship: Amidst Political Theory and Geography. In: Engin F. Isin / Brian S. Turner (Hg.), *Handbook of Citizenship Studies*, London, 175–188.
- Stäheli, Urs, 2009: Die politische Theorie der Hegemonie: Ernesto Laclau und Chantal Mouffé. In: André Brodocz / Gary S. Schaal (Hg.), *Politische Theorien der Gegenwart II. Eine Einführung*, 3. und erweiterte Auflage, Opladen, 253–284.